

Die Orgel als Konzertinstrument

Gabriel Dessauer

Orgelkonzerte sind in der Regel „schlecht besucht“. Und darüber klagen die Veranstalter gerne. Schuld sind dann schnell die kulturlosen, uninteressierten, faulen Ignoranten, die tatsächlich den bequemen Fernsehsessel der harten Bank in der ungeheizten Kirche vorziehen.

Dabei sind die Gründe dafür, dass Orgelkonzerte nur einen Bruchteil der Musikinteressierten erreichen, auf der Hand liegend:

- Für klassische Musik interessieren sich ohnehin nicht Viele
- Orgelmusik ist unpersönlich, der Klang starrer und unflexibler als der Klang eines jeden anderen Instrumentes – Dudelsack vielleicht ausgenommen, aber: Möchten Sie ein ganzes Dudelsack-Konzert hören?
- Organisten strahlen gemeinhin nicht den Glamour aus, den andere Virtuosen als Marketing-Plus für sich in Anspruch nehmen können.
- Demnach sind Orgelkonzerte auch selten Ereignisse, über die man später stolz seinen Freunden erzählen könnte.

Andreas Nohr geht in seinem 2010 erschienenen Buch „Umgang mit Orgeln“ in einer schonungslosen Analyse noch einen Schritt weiter:

- Kirchenmusiker sind Allroundmusiker, keine Spezialisten und daher meistens keine exzellenten Interpreten.
- Es gibt viel zu viele Kirchen- und Orgelkonzerte, die Kirche ist hierzulande der größte Konzertveranstalter. –
- Die Austauschpraxis vieler Kirchenmusiker („lädst du mich ein, lade ich dich ein“) ist ein Hauptübel für mittelmäßige Orgelkonzerte.

Szenario 1: Sie war als neuer Stern am Organistenhimmel angekündigt, hatte zahlreiche wichtige Wettbewerbe gewonnen. Der Spieltisch, ein weniger schönes, cockpitartiges Monstrum ist leicht angeschrägt in der Mitte der Bühne platziert. Etwas scheu betritt unter herzlichem Beifall der etwa 100, sorgsam nach Platzkategorien eingeteilten Zuhörer, die zierliche junge Dame im eleganten, hochgeschlossenen Abendkleid, den berühmten großstädtischen Konzertsaal mit seiner erst vor wenigen Jahren erstellten Orgel aus der Werkstatt einer traditionsreichen Bonner Orgelbaufirma. Ihr folgt ein dicklicher junger Mann im schlecht sitzenden Anzug mit ungewaschenen Haaren, der unverzüglich mit im Schoß gefalteten Händen an der rechten, den Zuschauern zugewandten Seite des Spieltisches Platz nimmt und in dieser Stellung, den Blick starr ins Publikum gerichtet, bis zum Ende der Triosonate verharrt, da die Organistin für das erste Werk keinen Registranten benötigt.

Die junge Dame hat inzwischen ein Mikrofon zur Hand genommen und liest nun in irgendwie rührendem südländischem Akzent eine Einführung zum Bachschen Werk vor. Die Sonate an sich spielt sie perfekt, leicht tänzelnd. Ebenso grandios gestaltet sie später Werke von Liszt und Messiaen, sowie als Höhepunkt nach der

Pause, in der man sich leider nicht wie sonst üblich mit Sekt und Brezeln stärken konnte, eine große Choralphantasie von Reger. Insbesondere bei letzterer sieht man der Arbeit des eifrig beflissen um den Spieltisch eilenden Registranten fasziniert zu – ohnehin verdeckt er häufig den Blick auf die Organistin -, wie er, nach aufforderndem Nicken der Interpretin kleine Knöpfchen drückt, um dann schnell wieder zur anderen Seite zu eilen, das abgewetzte Notenheft fest im Auge, tapfer die sich an seinem Rücken bildenden Schweißflecken ignorierend. Trotz des kleinen Patzers, als der inzwischen nahezu außer Atem gekommene Registrant offensichtlich ein falsches Knöpfchen gedrückt hatte – man sah die Organistin mit voller Emotion in die Tasten das ekstatische Finale der Regerphantasie erwartend greifen – doch nur ein leichtes Säuseln war aus dem entfernten Gehäuse zu vernehmen – spenden die Zuhörer frenetischen Beifall, oder ist es nur Erleichterung, dass das anstrengende Programm nun vorüber ist? Die als Zugabe gegebene Badinerie aus der h-moll Suite von Bach, offenbart die fast ans Wahnwitzige grenzende stupende Pedalvirtuosität der sich mit einem schüchtern dankbaren Lächeln verabschiedenden sympathischen Interpretin.

Der geneigte Leser möge bitte nicht in die naheliegende Versuchung fallen, aus den oben geschilderten Szenarien bestimmte Personen oder Orte herauslesen zu wollen: Selbstverständlich habe ich subjektive Eindrücke der letzten Jahre und Jahrzehnte miteinander vermengt und zu einem „worst-case“ verwurstet. Auf Reisen besuche ich nach wie vor gerne Orgelkonzerte in Kirchen und Konzertsälen, einfach, um mich auch in die Rolle des Rezipienten hineinversetzen zu können.

Zu all den bis zu diesen Punkt geschilderten Unzulänglichkeiten von Orgelkonzerten gehören noch folgende, leider unabänderliche Fakten:

Die Zeit, als insbesondere die Konzertsaalorgel ein ganzes Orchester ersetzen konnte und vielerorts auch musste, ist definitiv vorbei: Wenn Sie im 19. Jahrhundert die neueste Symphonie von Tschaikowski kennen lernen wollten, dann mussten Sie entweder Mitglied der gehobenen Bürgerschicht in einer Großstadt sein, um sich eine Eintrittskarte für das städtische Orchester leisten zu können, oder Sie gingen (besonders im angelsächsischen Raum) ins Orgelkonzert, wo Ihnen der Hausorganist das Werk auf der Orgel zu einem wesentlich günstigeren Tarif vorspielte. Und heute: Erstens will niemand mehr neue Musik hören, und wenn dann hört man sie eben auf dem Ipod mit zwei Knöpfen im Ohr, womöglich im Rhythmus des Crosstrainers, auf dem man sich die durch zu langes Fernsehen angefressenen Kalorien mühsam wieder herausschwitzt...

Das zweite Eingeständnis wiegt schwerer und grenzt an Landesverrat: Im Großen und Ganzen muss man auch als Organist zugeben, dass die größte Musik überhaupt nicht für die Orgel geschrieben ist, sondern für Klavier, Geige, Orchester und Stimme. Ein Rachmaninov-Klavierkonzert ist auf der Orgel ebenso unvorstellbar wie die vier letzten Lieder von Richard Strauss. Eine Beethoven-Symphonie lebt eben vom satten und farbigen Sound des ganzen Orchesters.

Warum hat Bruckner, der Organist, seine großen Symphonie nicht für Orgel geschrieben? Selbst Mendelssohns Violinkonzert berührt mich ganz anders als seine Orgelsonaten.

Warum haben die großen Komponisten nicht für die Orgel geschrieben? Warum gibt es kein knackiges Orgelkonzert von Gounod, Schumann, Brahms, Strauss? Die großen Orgeln in Konzertsälen gab es damals schon. Wir müssen wohl uns damit abfinden, dass die Orgel zwar die „Königin der Instrumente“ ist, aber letztlich doch als Randinstrument gilt wie Marimbaphon oder Kontrabass (da gibt es auch nur die skurrilen Konzerte von Ditters von Dittersdorf). Es ist wohl doch die letztlich nicht zu überwindende, nur durch Öffnen und Schließen eines Ventils zu betätigende Starrheit des Klanges, die die ganz Großen davon abgehalten hat, Orgelkonzerte zu schreiben. Sicher, es gibt die sogenannte Orgelsymphonie von Saint-Saëns, das ist auch ein gutes Stück, doch die Orgel hat hier nur Powersound-Funktion, ist nicht wirklich am musikalischen Geschehen beteiligt, wie z.B. das Klavier, dessen Spieler gerade bei diesem Stück unendlich schuffen muss (doch am Schluss verbeugt sich der Organist für ein paar Akkorde, die jeder D-Organist passabel hätte produzieren können).

Natürlich: Es gibt die Händelschen Orgelkonzerte, die ja interessanter Weise auch nur Pausenfüllmusik waren, ein paar nette Haydn-Konzerte, das hervorragende Poulenc-Konzert und mein absolutes Lieblingskonzert, ein echter Wettstreit zwischen Orgel und Orchester: Die Symphonie Concertante op. 81 des belgischen Komponisten Joseph Jongen. Doch selbst in seinem Heimatland wird sie nur selten aufgeführt. Es fehlt ihr einfach der Ohrwurm-Faktor. Das ist Musik für Insider. Ohrwurm-Faktor fehlt übrigens auch Max Reger. Das hat er selbst gewusst, indem er eingestand: „Meine Musik wird niemals populär werden“, was ihn nicht davon abhielt, weiter unpopuläre Musik zu schreiben. Aber kein Interpret sollte erwarten, dass Reger gleich „gefällt“. Deswegen ist es nicht sinnig, ihn als letztes Stück auf ein Konzertprogramm zu setzen.

Ein Wort zum Phänomen Cameron Carpenter: Ich halte den jungen Amerikaner für ein Genie. Er weiß genau, worauf es bei einem Star ankommt: Perfekte, sensationelle, nachgerade zirkensische Beherrschung aller Technik, absolut eigenständige Persönlichkeit gepaart mit Originalität, glamourhaftes Auftreten und Werkinterpretationen, die seriösen Orgelprofessoren die Haare zu Berge stehen lassen. Vor dem Konzert pflegt er sich mit 30 Liegestützen aufzuwärmen. Im von Swarowsky-Steinen glitzerndem hautengem, den gestählten Körper betonendem Anzug betritt er die Bühne und weiß sie sofort für sich einzunehmen. Was ihm momentan zur letzten Berühmtheit vielleicht noch fehlt, ist ein handfester Skandal, ein Mord o.ä., der ihn auf die Titelseiten auch der Boulevardpresse katapultieren würde. Ich bin fasziniert, wie ein Organist ganze Konzertprogramme nicht nur auswendig und fehlerlos atemberaubend spielt, sondern auch die an jeder Orgel unterschiedlichen Registrierungen in seinem Kopf so gespeichert hat, dass er deren Änderungen, die bisweilen nur einen Klang pro Viertelnote beinhalten, zum richtigen Zeitpunkt und ohne Hilfe eines Registranten abrufen kann.

Carpenter schafft es als erster seit Virgil Fox, selbst deutsche Konzertsäle mit einem reinen Orgelkonzert zu füllen. Seine Programme beinhalten Originalwerke von Bach, aber auch Bearbeitungen, z.B. eine plastische bildhafte des „Erlkönigs“ von Schubert, wo der Tod mit 32'-Zunge dräut, während der ängstliche Knabe mit 2'-Flöten zirpt. Doch wie es bei vielen Zirkusvorstellungen ist: Am Ende fehlte mir beim letzten Konzert ein bestimmter Teil des Menschlichen: Die Darstellung des Ruhigen, Tiefen, Introvertierten, Resignativen. Diese Gegensätze aufzunehmen und wiederzugeben macht erst große Musik wirklich aus. Es kann aber sein, dass Carpenter einfach noch vor zu viel Energie strotzt, und dass sich dieses Moment später von selbst einstellen wird.

Irgendwie hat mich dieses Fehlen der Tiefe bei Cameron Carpenter beruhigt: Akzeptanz beim großen Publikum ist nicht zwangsläufig ein Qualitätsmerkmal. Reger wird es nie auf die Bestsellerlisten schaffen, aber es wird immer Menschen geben, die seine Musik gerne hören. Und dann haben auch Orgelkonzerte für 20 in der Kirche verstreute Liebhaber ihre Berechtigung. Eine Organistenkollegin sagte nach dem Carpenter-Konzert: „Es war zwar beeindruckend, aber im Endeffekt gehe ich nach einem Latry-Konzert viel erfüllter nach Hause“.

Daher glaube ich, dass reine Orgelkonzerte in Konzertsälen heute im auf Gewinnmaximierung angewiesenen Konzertbetrieb keine Chance mehr haben. Die Kollegin hatte damit den entscheidenden Punkt getroffen: Als Kirchenmusiker können wir ganz eigene Impulse setzen, die die Orgel als Teil eines größeren Gesamtkunstwerkes im Erlebnisfeld zwischen Kirche, Spiritualität und Musik versteht. Doch auch hier gibt es Grenzen, die beachtet und umschifft werden sollten:

Szenario 2: In einer überdimensionalen, nach „Form-follows-function“ in Sichtbetonbauweise in der Nachkriegszeit zu schnell erbauten, dringend renovierungsbedürftigen „Halleluja-Garage“, spielt Organist A aus B eine „Stunde der Orgel“ mit Choralbearbeitungen von Sweelinck, Walther, Buxtehude, sowie als Krönung die bekannte d-moll Toccata von Reger oder eine Sonate von Mendelssohn. 25 Zuhörer, eine Mischung aus quasi dienstverpflichteten Chormitgliedern, Altarschwalben, die ohnehin meist ihre Zeit in der Kirche verbringen und Bekannten des Organisten verlieren sich in den Ecken der Kirche, unbewusst bemüht, den Mindestabstand zu weiteren Konzertbesuchern nicht unter 5 Meter fallen zu lassen. Freundlicher Höflichkeitsapplaus am Ende bewegt den Organisten, als Zugabe ein Brahms Choralvorspiel zu einem evangelischen Choral, der den meist katholischen Gemeindemitgliedern allerdings nicht bekannt ist, zum Besten zu geben.

Nicht jede Kirche eignet sich für Orgelkonzerte, nicht jedes Orgelwerk, das liturgisch verwendbar ist, ist für Orgelkonzerte attraktiv genug. Ein Orgelkonzert in einer schönen Kirche lässt den Zuhörer leicht vergessen, dass er den Organisten nicht bei der Arbeit sieht, er sich dafür an der Erhabenheit einer Kathedrale erfreuen kann. Das etwas Unpersönliche eines unsichtbaren Spielers kann in

einem stimmungsvollen Raum sehr wohl eine positive, fast überirdische Komponente beinhalten.

- In touristischen Orten sind Orgelkonzerte Anlass, den Raum in Ruhe zu sehen
- In einer schönen Kirche, die eine eigene Ausstrahlung besitzt, kann im Zusammenhang mit einer guten, auch einer großen Akustik, ein Orgelkonzert ein spirituelles, erhebendes Erlebnis sein, das die Menschen ganz besonders berühren kann. Es gibt gute, insbesondere aus Romantik und Moderne Orgelmusik, die gerade das Mystisch-meditative Element betonen.
- In Ferienorten sind Orgelkonzerte oft voll

Tipps, wie Orgelkonzerte voller werden könnten gab es in „KimuBiLi“ schon 2007. Daher hier nur einige zusätzliche Gedanken:

Spielen Sie Musik, die die Menschen unmittelbar anspricht, seien Sie sparsam mit komplexer Polyphonie und komplizierten Harmonien. Bekanntes erfreut das Ohr jedes Menschen. Reger nur in homöopathischen Dosen oder mit einfühlsamer Erklärung. Suchen Sie auch Musik, die das Klangliche, z.B. einen langen Nachhall mit einbezieht.

Schaffen Sie rund um das Konzert ein Event: „Candlelight-Konzert“ „Die lange Nacht der Orgeln“, „Orgelmeile“, „Orgelmusik und Rotwein“, „Silvester-Organ-Konzert“.

Andreas Nohr fordert in dem eingangs erwähnten Buch eine radikale Verknappung von Orgelkonzerten als einzig mögliche Lösung des Zuhörer mangels. Ich hingegen glaube, dass wir auch mit wenigen Hörern zufrieden sein können. Vielleicht erreichen wir nicht die große Masse, aber die Menschen, die wir erreichen können, denen können wir ein unvergleichliches Erlebnis von besonderer Tiefe im Erlebnisfeld zwischen Kirche und Musik bieten. Und das in Kirchen und Kathedralen, mit denen Schönheit und Erhabenheit es kein Konzertsaal aufnehmen kann.

So möchte ich, auch als Ermutigung für alle öffentlich auftretenden Organistinnen und Organisten schließen mit dem berühmten Monolog des Restaurantkritikers Anton Ego aus dem Film „Ratatouille“:

Die Arbeit des Kritikers ist in vieler Hinsicht eine leichte. Wir riskieren sehr wenig und erfreuen uns dennoch einer Überlegenheit gegenüber denen, die ihr Werk und sich selbst unserem Urteil überantworten. Am dankbarsten sind negative Kritiken, da sie amüsant zu schreiben uns auch zu lesen sind. Aber wir Kritiker müssen uns der bitteren Wahrheit stellen, dass im Großen und Ganzen betrachtet das gewöhnliche Durchschnittsprodukt wohl immer noch bedeutungsvoller ist, als unsere Kritik, die es als solches bezeichnet.